

Peter Schallberger

Gewerkschaft und Gemeinschaft. Einer, der im Verband war

Heinz Bertschi, geboren 1943, Sanitär-Installateur im städtischen Gaswerk, ehemaliger Gewerkschafter und Arbeiterturner.

Zu seinem 25-Jahr-Dienstjubiläum bei den Industriellen Betrieben einer Kleinstadt im Schweizer Mittelland haben ihm seine Kollegen ein Videobändchen besorgt: 1981 ist Heinz in der Sendung *Samschtig-Jass* des Schweizer Fernsehens aufgetreten. Differenzjassen, das sei ein wenig sein Hobby gewesen, er sei auch an den Schweizermeisterschaften gewesen. Einmal ist Heinz sogar Zweiter geworden. Unter den 1880er und 1890er Jahrgängen, mit denen er als Jugendlicher noch gejasst habe, wären ganz Giftige gewesen. Von denen habe man etwas lernen können. «Mit Zahlen und Jahrgängen kann ich umgehen», sagt Heinz, «die bleiben mir. Sie kommen heute noch: «Du Heinz, was hat der und der für einen Jahrgang?» Ich weiss es einfach, ich kann nichts dafür, dass es mir bleibt. Ist interessant, meine Chronik, mein Dorf kenne ich natürlich, die Jahrgänge, so ab 1863.» Überhaupt sei der Differenzler der interessanteste Jass. Da sei man allein und müsse rechnen können. Prozentrechnen, Bruchrechnen, multiplizieren, addieren: Als Heinz nach seiner Lehre in verschiedenen Städten als Sanitär-Installateur arbeitete, hat er mit den Lehrlingen häufig das Kopfrechnen geübt. «Ich habe es der Frau gesagt: Wenn ich dann einmal 25 mal 38 nicht mehr sagen kann, dann kannst du sagen, jetzt ist er *angetätscht*, jetzt hat es ihn, jetzt ist etwas nicht mehr gut.»

Bis Mitte vierzig ist Heinz Junggeselle geblieben. 1994 haben er und seine Frau nach siebenjährigem Zusammensein geheiratet. Vor zehn Jahren hat Heinz mit dem Jassen aufgehört. «Ich habe vorher vierzig bis fünfzig Stunden gejasst in der Woche. Samstag und Sonntag ist gejasst worden. Und manchmal noch privat. Bin nicht viel daheim gewesen. Habe eine Eineinhalb-Zimmer-Wohnung gehabt. Und dann ist man eben älter geworden und hat ein Ziel gesehen.

Ja, das ist ja massgebend, nicht? Dann sieht man ein Ziel, und dann fängt man an, gewisse Sachen zu ändern.» Während seiner Junggesellen- und «Luftibus»-Zeit hat Heinz auch gepokert. Er erinnert sich, dass da jeweils ganze Zahltage auf den Spieltischen lagen. Verheiratete Männer verspielten das Haushaltsgeld ihrer Frauen. Das habe ihn gestört. Und andere mussten jahrelang Spielschulden abstottern. «Spierschulden sind Ehrensulden, und die bezahlt man.» Er selbst habe immer nur um das gespielt, was er bei sich hatte. 1989 hat er die letzte 700-Franken-Rate eines Kleinkredits abbezahlt. Bei einem Verkehrsdelikt war ein grösserer Sachschaden entstanden. Einmal hat Heinz auch eine zweimonatige Gefängnisstrafe abgesessen. Personen seien durch ihn nie zu Schaden gekommen.

«Mir geht es gut!» sagt Heinz, «auch der Frau. Sie arbeitet, ich arbeite. Wir können unser Geld gar nie gebrauchen, so wie wir leben. Und wenn wir einmal pensioniert werden, wenn wir es erleben, wenn wir alles zusammennehmen, beide haben eine Pension, wir haben Ehepaarrente, wir können nur nehmen, jede Menge, es ist herrlich.» Seit zehn Jahren verbringen Heinz und seine Frau regelmässig Ferien an der Adria. Am Morgen wird zuerst der *Blick*, dann die *Bildzeitung* gelesen, am Nachmittag gibt es Lagunenfahrten oder – bei schönem Wetter – ausgiebige Wanderungen am Strand. Vor einem Jahr haben sie das Hotel gewechselt. In der neuen Pension gibt es zusätzlich ein Salatbuffet, und der Salat sei gut. Heinz hat Probleme mit dem Blutzucker. Aber mit der Tablette, die er jeden Tag nimmt, sei alles in Ordnung. «Ich muss sie einfach nehmen.» Demnächst werden Heinz und seine Frau nach Kreta fliegen. «Wir fliegen beide nicht gern. Ich werde fliegen, wenn das passt, dann werde ich Geld brauchen. Ich kann nehmen, ich kann brauchen. Wir haben das Glück, dass wir die Mittel haben. Unter vierzehn Tage gehe ich nicht. Es spielt keine Rolle, wenn es teuer ist.» Heinz ist mit seinem Leben zufrieden. Wenn er nachdenkt über das, was vielleicht anders hätte sein können, schlägt er versöhnliche Töne an.

«Wenn mich in jungen Jahren einer darauf aufmerksam gemacht hätte, mir Geld gesponsert hätte, wäre es vielleicht noch drin gelegen, dass ich mich selbständig gemacht hätte.» In den späten sechziger und in den siebziger Jahren hätte man «Leute anstellen und an

diesen Leuten Geld verdienen können». Aber damals habe er in erster Linie den Sport im Kopf gehabt. Er sei nach der Arbeit immer gleich auf den Sportplatz gerannt. Zuweilen habe er auch mit schulpflichtigen Burschen Fussball gespielt. Die kämen heute noch und sprächen ihn darauf an. «Vielleicht», sagt Heinz, «wäre das interessant gewesen, wenn ich jung geheiratet hätte, mit 25 oder dreissig, und Kinder gehabt hätte, vielleicht, vielleicht, ich weiss nicht. Aber jetzt bin ich lieber so, so wie es jetzt ist. Es ist schon so. Man weiss eben nie, wie sie rauskommen. Du kannst einen Haufen machen, man weiss es nie.» Heinz hat miterlebt, wie in Zeiten der Hochkonjunktur beide Elternteile arbeiten gingen, zwei Autos da waren und die Kinder mit viel Geld abgespeist wurden. Wie sie dann anfangen, die Eltern zu beklauben und zu belügen, weil sie halt alleine gewesen seien und kaum Kontakt zu den Eltern gehabt hätten. Heute sähe man das Resultat:

«Ich bin morgens um zehn nach sechs in der Bude, ich muss erst um sieben anfangen. Sag das mal einem Jungen! Die kommen um zwei Minuten vor sieben oder zwei Minuten nach. Kaum haben sie das Überkleid an, müssen sie schon ran. Sag das mal einem Jungen! Ich will dort den *Blick* lesen, mein Zigarettli rauchen, meinen Kaffee trinken. Ich habe genug Zeit nachher. Ich kann mich richtig erholen im Prinzip, wenn ich in diesem Stuhl drinnen hocke und meine Zeitung lese. Das machen nicht viele. Die kommen einfach und gehen.»

Die Gasproduktion selbst hat Heinz nicht mehr miterlebt. Von 1967 an bezogen die Industriellen Betriebe sogenanntes Reichgas aus Basel. Als er 1972 seine Stelle antrat, wurde gerade das Erdgas eingeführt. Das Reichgas musste abgefackelt und das Leitungssystem weitgehend erneuert und umgebaut werden. Da konnte es schon vorkommen, dass man zu zweit 275 Kilogramm schwere Zweihunderter-Gussröhren in einen Graben einfahren und dann unten zusammenstossen und anziehen musste. Über die Rückenschmerzen, die er seither praktisch jeden Tag ein wenig spürt, will Heinz nicht klagen. «Das ist nichts Dauerhaftes.» Wenn er sich ein, zwei Stunden hingelegt habe, sei das praktisch wieder weg. Auch will er keinen Anstoss daran nehmen, dass das Verhältnis unter den Kollegen gegenwärtig «ein wenig ein schlechtes» sei:

«Es gibt einfach gewisse Leute, wie muss ich sagen, wir sind ja nicht mancher im Gas- und Wasserwerk, die gelernt sind. Einen Haufen hat es ja Angelernte, nicht wahr, junge. Und jetzt, wo sie einigermassen von uns gelernt haben, spielen sie sich ein wenig auf. Es gibt solche. Aber die muss man einfach links liegen lassen. Es gibt überall etwas, in jeder Bude, das ist schon klar. Mich dünkt es jetzt, bei uns ist es gerade ein wenig extrem. Aber ich tue mich da nicht mehr daran stossen. Ich bekomme meine *Büez*, und die probiere ich einfach zu machen. Es menschelt ja überall ein wenig.»

Und wie ist es mit dem Wohnen? Heinz hat immer in Mietwohnungen gelebt: «Ich will doch kein Haus, nur kein Haus! Da muss ich am Abend, wenn ich müde nach Hause komme, noch Rasen mähen gehen. Nein, nein, ich habe es lange genug gemacht.» Früher habe es abends jeweils geheissen: «Du, die Mutter hat angerufen, der Rasen sollte dann noch gemäht werden, im Dorf drüben. Wo ist der Bub? Nur so hat es geheissen. Wo ist der Bub? Dann bin ich halt um fünf oder um viertel nach fünf abgefahren, bin Rasen mähen gegangen. Das habe ich sicher etwa zehn Jahre gemacht. Dann bin ich dann älter geworden und hab' mir gesagt: So, jetzt ist fertig.» Heinz besucht seine Mutter nur noch sporadisch. Ab und zu ruft er sie an. Er wolle sich nicht immer die gleichen Geschichten anhören müssen: Geschichten von tausend Krankheiten im Jahr, von steigenden Krankenkassenprämien und auch nicht, dass man das Haus, das der Vater gebaut hat, doch nicht verkaufen könne. So müsse man halt darauf warten, dass dann einmal das Altersheim das Haus nehme. «Ich kann mich nicht immer aufregen gehen. Das will ich nicht haben.»

Heinz ist in einem für die Schweiz nicht untypischen, katholisch-ländlichen Arbeitermilieu gross geworden. Sein Grossvater mütterlicherseits, Jahrgang 1890, arbeitete bei der Hero und besass eine Gastwirtschaft. Er war Gewerkschafter, Musiker, Gemeinderat und Bezirksweibel. «Der Grossvater, ein lieber *Mändu*, ist ein ganz schwerer SP-Mann gewesen.»

Der Vater, geboren 1911, arbeitete sich bei den SBB vom Weichenarbeiter zum Schriftenkontrolleur hoch. In seiner Heimatgemeinde war er zuständig für die Wasserzinsen. Ausserdem verwaltete

er den Armenfonds. Heinz erinnert sich, wie er als Bub Kilometer zurücklegte, um den Bezugsberechtigten die vom Vater ausgefüllten grünen Schecks auszuhändigen. Mit seinen nur siebzig Kilo Körpergewicht war der Vater ein hervorragender Schwinger, Kunstturner und Leichtathlet. Mit 48 holte er noch Kränze und lief den Hunderter zwischen 12,5 und dreizehn Sekunden. Das Haus hat der Vater 1949 gebaut. Wenn er jeweils am Morgen um drei oder um vier von der Bahn nach Hause gekommen sei, sei er gleich wieder drei oder vier Stunden pickeln und schaufeln gegangen.

Heinz hat 1979 zum sechsten- und letztenmal an einem Schweizerischen Turnfest des SATUS, des Schweizerischen Arbeiter Turn- und Sportverbandes, teilgenommen. Seine Karriere im Nationalturnen – im Achtkampf, bestehend aus den Disziplinen Steinheben, Steinstossen, Kugelstossen, Hundertmeterlauf, Weit- und Hochsprung sowie Ringen und Schwingen – begann er 1958, als er offiziell in den SATUS eintrat. Am Schweizerischen Turnfest in Bern nahm er gemeinsam mit dem Vater teil. «Er ist auch dabei gewesen, '58. Und wir haben natürlich ins Bett gehen müssen. Mit fünfzehn, da hat man nicht aufbleiben können, wenn der *Äti* noch dabei ist. Im '59 hat er, drei Wochen vorher, mit dem Eisenbahnersportverein noch einen Kranz geholt.» Heinz' Vater ist 1959 mit einem Dreigang-Mofa tödlich verunglückt. Der Unfallhergang konnte nie wirklich aufgeklärt werden. «Ob er einer Wespe oder irgend etwas hat ausweichen müssen? Er hat auf jeden Fall, nur da auf der Schläfe hat er einen blauen Fleck gehabt, so gross wie ein *Zweifränkli*. Kein Blut und nichts. Hat aber einen fünffachen Schädelbruch gehabt. Ich seh ihn immer noch. Ich seh, wie ich dort gewesen bin. Er ist dort gelegen, wie wenn er geschlafen hätte. Ich kann mich noch gut erinnern.» Als der Vater ums Leben kam, war Heinz sechzehn, sein Bruder dreizehn und seine Mutter 38 Jahre alt. Heinz hatte gerade die Lehre als Sanitär-Installateur angefangen.

Mit neunzehn Jahren ist Heinz in die Lehrlingsgruppe des Schweizerischen Metall- und Uhrenarbeitnehmerverbandes (SMUV) eingetreten.

Anlässlich der Jubiläumsfeier im Stadttheater Olten ist Heinz 1987 die Urkunde seiner 25jährigen Mitgliedschaft im SMUV überreicht

worden. Ausserdem hat er einen schönen, gusseisernen Kerzenständer bekommen, den er heute noch hat und ab und zu auch braucht. Weshalb ist Heinz, fünf Jahre vor seinem Vierzigjährigen, an dem er viel Ehre und den Früchtekorb hätte abholen können, im Frühjahr 1997 aus dem Verband des Personals öffentlicher Dienste (VPOD), zu dem er 1989 unter der Bedingung, dass ihm die 27 Jahre SMUV angerechnet würden, hinüberwechselte, ausgetreten? Lag es vielleicht daran, dass Heinz in der Zwischenzeit sein privates Glück gefunden hatte? Dass er als der strenge Rechner, der er eigentlich schon immer war, nun plötzlich dachte, mit 400 Franken im Jahr liesse sich auch anderes anfangen, als sie in eine Gewerkschaftskasse einzubezahlen? Ist Heinz vielleicht der berüchtigte Trittbrettfahrer, der – wie uns die Spieltheoretiker vorrechnen – gerne von den kollektiven Leistungen der Gewerkschaften profitiert, sie zu bezahlen indessen nicht mehr bereit ist, weil andere das ohnehin schon tun? Oder geht Heinz davon aus, dass es in Zeiten der Globalisierung die Gewerkschaften gar nicht mehr braucht, weil sie ohnehin nichts mehr auszurichten haben oder weil in der Zwischenzeit Arbeitnehmer und Arbeitgeber längst schon im gleichen Boot sitzen? Denkt er vielleicht, dass das, wofür die Arbeiterbewegung einst eingestanden ist, längst in Gesetzen niedergeschrieben, das Geforderte nunmehr erkämpft ist? Oder findet er ganz einfach, dass ihm, dem «einfachen *Büezer*», die Politik, die von den heutigen Gewerkschaftern und Sozialdemokraten betrieben wird, nicht mehr zugute kommt?

Vermutlich liesse sich in den Ausführungen von Heinz für jede dieser Mutmassungen eine bestätigende Formel finden. So rechnet er vor, dass zwischen dem zu erwartenden Sterbegeld von 1500 Franken und den Mitgliederbeiträgen der nächsten vier Jahre eine Minusdifferenz von hundert Franken liegt. Und schon vor drei Jahren habe er beschlossen, bei der nächsten Beitragserhöhung, die dann tatsächlich kam, aus der Gewerkschaft auszutreten. Wir fragen ihn, was ihn denn eigentlich so enttäuscht habe: «Ich sehe keine Leistung. Sie haben effektiv nur eines, was sie machen, sie schlagen mit den Beiträgen auf.» Dann streicht Heinz aber hervor, dass das früher alles noch ganz anders gewesen sei. «Es geht nichts! Sie machen nichts! Wobei ich sagen muss: Mein *Áti* ist natürlich ein

ganz schwerer Gewerkschafter gewesen. Er ist in der Sozialdemokratischen Partei gewesen. Er ist ein *Büezer* gewesen. Man muss natürlich schon eines sehen: dass diese Sozialdemokraten viel gemacht haben! Dass wir heute Ferien haben, das ist denen ihr Werk! Dass wir eine AHV haben, das ist denen ihr Werk! Sozialdemokratische Partei! Das muss man einfach schon sehen.»

Unvermittelt bringt Heinz seinen Vater ins Spiel: Steht er für die Gewerkschaften, deren vorbildlicher Repräsentant er war, oder stehen die Gewerkschaften für den zu früh verstorbenen Vater? Sind die Gewerkschaften im Verlaufe der Zeit jenes Moments persönlich erlebbarer Fürsorge und väterlicher Schirmherrschaft verlustig gegangen, das vielleicht einen Teil ihrer älteren Mitglieder vormals nicht unwesentlich an sie gebunden hatte?

Der eigentliche Grund seines Austritts findet sich in der Antwort auf die Frage, wie er zum SMUV gekommen sei. Heinz ist der Lehrlingsgruppe des SMUV nicht etwa «beigetreten», er ist durch einen väterlichen Freund in sie «hineingekommen», in sie «aufgenommen» worden:

«In dieser Zeit da, also 1962, bin ich mit den ersten hineingekommen. Eh, weil ich habe einen Kollegen gehabt, Hansueli, und der ist ein richtiger, ein rechter Gewerkschäftler gewesen und ist sogar zehn Jahre älter gewesen als ich. Der ist bald dreissig gewesen, als er mit der Lehre angefangen hat. Und mit ihm effektiv bin ich hineingekommen. Er hat mich dann aufgenommen. Ich bin davon überzeugt gewesen, dass einer in einem Verband, in einer Gewerkschaft sein muss. Jeder, der nicht dabei ist, hab' ich gesagt, der soll einen Franken weniger Stundenlohn haben. Das sind die Aussagen gewesen, die ich damals gemacht habe. Aber eben, es ist ja nicht mehr so das gleiche, früher und jetzt.»

So kommt in seiner kurzen Initiationserzählung denn deutlich zum Ausdruck, dass Heinz mit seinem Verband ein Bündnis anwaltschaftlichen Beistands, persönlicher Fürsorge und patenschaftlicher Protektion unterhält. Wenn Heinz heute keine Beiträge mehr bezahlt, so nicht deshalb, weil ihn die 400 Franken reuen würden. Es macht eher den Anschein, als würde sich Heinz in der Gewerkschaft, deren Mitglied er nach wie vor ist, als Mensch nicht mehr

ganz auf- und angenommen fühlen. Er wäre dann ein Opfer jener Entwicklung, die als «Bürokratisierung» der Gewerkschaften bezeichnet werden könnte.

In drei Fällen habe ihm der Verband geholfen. Einmal hat ein Chef wegen eines von der Palette gekippten Kompressors 522 Franken Fürsorgegeld zurückbehalten, obwohl er hierzu – wie Heinz sich erinnert – gemäss Art. 328 OR kein Recht gehabt hätte. Die anderen zwei Male hat man ihm einen Feiertag bzw. den Teuerungsausgleich nur teilweise ausbezahlen wollen. In allen drei Fällen sind es konkrete Menschen, einmal ein Rolf, zweimal der Willi, die Heinz unbürokratisch Beistand leisteten. «Und dann hat er gesagt: «Selbstverständlich hast du das zugute!» Und dann ist er gerade ans Telefon gegangen und hat diesen Kurt im Geschäft angerufen: «Hör zu, Kurt!» – er ist mit ihm *Duzis* gewesen – «Du weisst ganz genau, dass du das bezahlen musst.» Das sind eben diese drei Male, wo mir der Verband, der SMUV, geholfen hat. Aber was heute ist, kann ich einfach nicht mehr akzeptieren.» Was ist es denn, was heute so anders ist?

«Man muss sich die Frage stellen: Wer ist heute an der Spitze von diesen Gewerkschaften? Was sind das für Leute? Ich kenne nur den Präsidenten. Und dann habe ich noch nachschauen müssen, als ich die Kündigung geschickt habe, wie er überhaupt heisst. Ich habe es nicht gewusst, weil ich nicht an der Versammlung gewesen bin. Wir haben einen Studer Karl gehabt. Wir haben einen Budliger Fritz gehabt, wir haben einen Feller Walter gehabt. Die habe ich gekannt. Wir haben einen Wiederkehr Sepp gehabt, der früher im Gaswerk gearbeitet hat. Nicht, der Wiederkehr! Das ist natürlich ganz ein flotter Mann gewesen, Wiederkehr, der hat auch so gelebt, wie er es gesagt hat. Dieser Mann ist einwandfrei gewesen. Eh, da könnte noch manch einer ein Stückchen Brot abhauen von dem, was ein Wiederkehr Sepp gewesen ist. Das muss man einfach schon sehen. Leider ist er jung gestorben, ist nur 49 gewesen, der Sepp. An einer Krankheit. Ich hab' mit dem Sepp alles in allem vielleicht drei, vier Monate zusammengearbeitet. Weil er ist immer wieder weggegangen, wegen seiner Krankheit. Der würde sich natürlich drehen heute, wenn er das alles zusammen wüsste, was da geht. Der würde sich drehen im Grab.»

Die Erinnerung an den beeindruckenden Gewerkschaftsführer Sepp Wiederkehr steht in einem radikalen Kontrast zu dem, was Heinz an Gewerkschaftsfunktionären heute über den Weg läuft. Unerhört findet er es, dass er hat nachschauen müssen, wie sein neuer Präsident denn eigentlich heisst. Obwohl er einräumt, nicht an der Versammlung gewesen zu sein, schreibt er das Versagen nicht sich selbst, sondern dem Präsidenten zu. Denn der hat es von Anfang an versäumt, sich nach Heinz zu erkundigen oder sich zumindest bei ihm bekannt zu machen. Und so wiederholt sich denn die Geschichte:

«Nein, man kennt diese Leute nicht. Man kennt sie nicht, diese Leute. Man kennt sie gar nicht. Ich habe zufälligerweise dort, wo der Präsident wohnt, eine Gasuhr auswechseln müssen. Aber er hat mich sehr wahrscheinlich gar nicht gekannt. Ich bin nämlich Anfang Jahr bei ihm gewesen. Die Installationskontrolle habe ich auch noch gemacht. Aber er hat mich wahrscheinlich gar nicht gekannt. Dass ich ja den Austritt gegeben habe, nicht? Er hat ja nicht einmal den Namen sagen können. Nichts! Einverstanden, ich habe seinen lesen können. Oder nur eine Frage stellen: «Sie, Sie, wer sind Sie?» zum Beispiel. Und ich hätte mich vorgestellt. Und wenn ich nachher zu ihm gesagt hätte: Bertschi Heinz, hätte es ihm doch einleuchten müssen. Weil er hat nämlich meine Kündigung, den Austritt bekommen. Dann hätte ihm das einleuchten müssen. Dann hätte er ja ins Gespräch kommen können. Das ist nicht passiert, als ich bei ihm gewesen bin. Es geht einfach nichts!»

Heinz und seine Gewerkschaft, in der er vor 35 Jahren Zuflucht und Halt gefunden hat, begegnen sich heute wie Fremde. Obwohl es naheliegend gewesen wäre, hat es der Präsident versäumt, mit Heinz spontan ins Gespräch zu kommen. Statt dessen hat er Post bekommen: «Und dann haben sie einem da einen schönen Brief geschickt, es werde dann jemand vorbeikommen, mit einem Gespräch. Aber da bin ich gar nie angefragt worden. Dieses Gespräch hätte auch gar nicht stattgefunden, weil wenn ich sage: So ist es!, dann mein' ich das auch.»

Doch an den Brief ist auch eine Hoffnung geknüpft. «Ich hab' ja den Brief noch zuhause. Ich hab' ihn ja weggelegt. Vielleicht kann ich ihn noch einmal gebrauchen. Dass vielleicht einer vorbeikom-

men will, ein Gespräch aufnehmen mit einem? Aber da ist gar nichts passiert. Nichts ist passiert.»

Wie wenn ein Bündnis neu zu besiegeln wäre, hat Heinz mit der Gewerkschaft, in der nichts geht und nichts passiert, noch nicht abgeschlossen.

Und dann hält er Zwiesprache mit einem anderen: «Der Blocher, der gefällt mir. Ich höre einen Blocher verdammt gern, auch wenn er SVP ist. Man sollte noch fünf solche haben. Ich habe vielleicht immer noch eine kleinere Stimmung für den Sozialdemokraten, aber das ist nicht mehr so, wie es früher gewesen ist. Das wird nie mehr so sein. Was ich an Blocher besonders schätze? Dass er Paroli bieten kann, den anderen». Und Heinz fängt zu reden an, wie wenn auch für ihn Trotz und freches Maul schon das ganze Programm ausmachen würden.

«Die Schweiz ist das Paradies. Aber die gewissen Umstände passen einfach nicht: Es gibt doch einen Haufen, die nicht arbeiten wollen. Ein Drittel Drögeler, die noch *bescheissen* und Arbeitslosengeld nehmen. Das liest man ja immer wieder. Was geschieht mit denen? – Diese Verbrechen, die wir heute haben. Wenn man in die Gefängnisse schaut: Wieviele Schweizer sind dort drinnen? Siebzig Prozent Ausländer. Wenn man die wegschafft, dann haben wir keine Gefängnisse mehr. Dann haben wir genug Platz für die unsrigen.» – «Das darf ich fast nicht sagen, was ich sagen möchte ... Also ich hab' gar nichts gehalten vom Hitler, gar nichts. Aber so vierzehn Tage einmal kommen, das wäre kein *Seich*.»

Interview: Iudith Kaspar und Peter Schallberger

Strukturwandel der Gewerkschaften

Gemäss Berechnungen des International Labour Office in Genf hat in der Schweiz der gewerkschaftliche Organisationsgrad (der Anteil verbandlich organisierter Arbeitnehmer/innen an der Gesamtzahl der Beschäftigten im zweiten und dritten Sektor) zwischen 1985 und 1995 von 28,5 % auf 22,5 % abgenommen. Im europäischen Vergleich nimmt die Schweiz vor Spanien (18,6 %) und Frankreich (9,1 %) die drittletzte Position ein (BRD: 28,9 %; Österreich: 41 %). Die drei grossen Dachverbände (Schweizerischer Gewerkschaftsbund, Christlich-nationaler Gewerkschaftsbund, Ver-

band Schweizerischer Angestelltenverbände) sowie fünf weitere, unabhängige Verbände zählten 1996 zusammen 775 600 Mitglieder. Einen historischen Höchststand erreichte diese Zahl 1976. Sie lag damals bei 947 000. Für den Mitgliederschwund bei den Gewerkschaften ist nicht allein die Erosion eines angestammten «Arbeiterbewusstseins» verantwortlich. Weitere Ursachen sind:

1. Beschäftigungsstrukturelle Veränderungen in Richtung einer Deindustrialisierung und Tertiärisierung der Wirtschaft haben dazu geführt, dass die Rekrutierungsbasis traditioneller Gewerkschaften objektiv kleiner geworden ist. 1970 waren 48,3 % aller Beschäftigten im Industriesektor, 44,1 % im Dienstleistungssektor tätig. 1996 waren es im Industriesektor noch 28,3 %, im Dienstleistungssektor hingegen 67,2 %. Die vorwiegend kleinbetrieblichen Strukturen im tertiären Sektor wirken sich erschwerend auf die kollektive Regelung von Arbeitsverhältnissen und folglich die Organisierbarkeit der dort Beschäftigten aus.

2. Im Zuge technologischer Rationalisierungsprozesse sind im Industriesektor der klassische Facharbeiter und das Werkstattpersonal zunehmend durch Angestellte mit heterogenen Aufgaben und Qualifikationsprofilen ersetzt worden. Mehr als die Hälfte aller «Industriearbeiter» sind heute in qualifizierten, nicht-manuellen und akademischen Berufen tätig. Daher kommt es auch hier zu einer zunehmenden Individualisierung der Arbeitsverhältnisse, welche den Handlungs- und Interventionsspielraum von Gewerkschaften einschränkt.

3. Von der Rezession der 90er Jahre waren insbesondere Branchen mit einem hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad betroffen. Allein im Baugewerbe gingen zwischen 1991 und 1996 rund 68 000 Vollzeitstellen verloren. Besonders hart hat diese Entwicklung die traditionell gut organisierten ausländischen Arbeitskräfte getroffen. 50 000 von ihnen haben im Baugewerbe zwischen 1990 und 1996 ihre Stelle verloren.

4. Auch die Zahl jener, die in unsicheren, ungeschützten und schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen stehen, ist während der Rezessionsjahre massiv gestiegen. Diese «Segmentierung des Arbeitsmarktes» scheint sozialpartnerschaftliche Traditionen zunehmend zu bedrohen. So wird von Arbeitgeberverbänden neuerdings etwa eine «Entschlackung der Gesamtarbeitsverträge» gefordert.

5. Während der Rezession der Jahre 1974/75 bestand für jeden einzelnen Arbeitnehmer ein Anreiz, das Risiko und die Kosten einer möglichen Arbeitslosigkeit durch den «Einkauf» in eine Gewerkschaft bzw. deren Arbeitslosenkasse zu minimieren. Seit der Einführung der obligatorischen Arbeitslosenversicherung im Jahre 1977 haben die individuellen gegenüber den kollektiven Leistungen der Gewerkschaften kontinuierlich an Bedeutung eingebüsst. Vermehrt sind die Gewerkschaften gezwungen, an eine «solidarische Grundhaltung» zu appellieren, weil der individuell zurechenbare Nutzen einer Mitgliedschaft kleiner geworden ist.

Die Tertiärisierung und Heterogenisierung der Beschäftigungsstruktur stellt insbesondere für eine Gewerkschaft wie den VPOD (Verband des Personals öffentlicher Dienste), der ein breites Spektrum verschiedener Berufsgruppen in sich vereint, eine harte Herausforderung dar. Der Kampf an mehreren Fronten verursacht immense Kosten. (Der VPOD ist mittlerweile der Verband mit den höchsten Mitgliederbeiträgen.) Er erfordert auch eine hohe Professionalität des Handelns. Lag der Anteil der

Funktionäre mit höherer Bildung im VPOD 1971 noch bei 18 %, so stieg dieser bis 1990 auf 56 % an. Gleichzeitig hat sich der VPOD von einer Gewerkschaft von «Arbeitern» (Beschäftigten in Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerken, im Strassenbau, im Garten-, Friedhofs- oder Abfuhrwesen) hin zu einer Gewerkschaft der Lehrerinnen und Lehrer, der Beschäftigten im Gesundheits- und Sozialwesen, des Flugverkehr-Bodenpersonals sowie der Medien- und Kulturschaffenden gewandelt. Machten die Arbeiter in der Energie- und Wasserversorgung 1960 noch knapp 20 % des Mitgliederbestandes aus, beträgt deren Anteil heute weniger als 8 %. Der Anteil der Handwerkerberufe insgesamt hat sich in diesem Zeitraum in etwa halbiert. Er liegt heute noch bei knapp 30 %. Auf seiner Internet-Homepage proklamiert der VPOD beschwörend: «Wir sind kein billiger Verein. Wir sind eine Gewerkschaft.» und: «Verschiedene Berufe zwar. Aber eine Gemeinschaft.».

Im Wandel der Mitgliederstruktur des VPOD kommt eine Entwicklung zum Ausdruck, die für die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung allgemein gilt. Die Zahl der Erwerbstätigen, die von ihren beruflichen Hintergründen her noch irgendwie mit der traditionellen Arbeiterbewegung in Verbindung gebracht werden kann, ist kleiner geworden. Analysen der Parlamentswahlen von 1995 zeigen, dass auch die Sozialdemokratische Partei der Schweiz, gemessen an ihrem Wählerprofil, sich längst von einer Arbeiterpartei zu einer Partei des urbanen Mittelstandes gewandelt hat. Und dann heisst es da auch, dass die Parteien der äussersten Rechten ihre jüngsten Erfolge nicht zuletzt dem Zulauf aus ursprünglich gewerkschaftlich und sozialdemokratisch organisierten Arbeiterkreisen verdankten.

Literatur

- Schweizerischer Metall- und Uhrenarbeiter-Verband: Unsere Zukunft hat Geschichte. Ein Jahrhundert im Gewerkschaftskampf gegen materielle Not, für Gerechtigkeit und Menschenwürde, Bern 1988.
- Fluder, Robert: Interessenorganisationen und kollektive Arbeitsbeziehungen im öffentlichen Dienst der Schweiz. Entstehung, Mitgliedschaft, Organisation und Politik seit 1940, Zürich 1996.
- Fluder, Robert/Ruf, Heinz/Schöni, Walter/Wicki, Martin: Gewerkschaften und Angestelltenverbände in der schweizerischen Privatwirtschaft. Entstehung, Mitgliedschaft, Organisation und Politik seit 1940, Zürich 1991.
- Bergier, François: Die Wirtschaftsgeschichte der Schweiz. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Zürich 1983.
- Bundesamt für Statistik: Nationalratswahlen 1995, Übersicht und Analyse, Bern 1998.
- Schweizerischer Gewerkschaftsbund: Einbussen in traditionellen Domänen, Erfolge in neuen Segmenten. Mitgliederentwicklung der Gewerkschaften (von Tobias Bauer und Ursula Wyss, Büro BASS), Dokumentation Nr. 49, Bern 1997.
- Farago, Peter: Wahlen 95. Zusammensetzung und politische Orientierungen der Wählerschaft an den eidgenössischen Wahlen 1995, Selects – Swiss Electoral Studies Nr. 1. Bern/Genf/Zürich 1996.
- International Labour Organization: World Labour Report 1997–98, Geneva 1997.